

Männlichkeit und Prekarisierung

Anmerkungen zu einer krisenhaften Beziehung

Stephan Trinkaus und Susanne Völker

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Prekarisierung als Krisendiagnostik – Potenziale, Grenzen und Herausforderungen der aktuellen Prekarisierungsdebatte« – organisiert von Christine Wimbauer und Mona Motakef

Für das Kongressthema *Routinen der Krise – Krise der Routinen* bieten die gegenwärtigen Prekarisierungsprozesse, die die heterogenen Gefüge dessen, was in der Soziologie gemeinhin als ›Gesellschaft‹ bezeichnet wird, durchwirken, breite Anknüpfungen. Prekarisierung übersetzt oder transformiert ›Krise‹ in ›Unsicherheit‹ in jener zweifachen Weise, die auch im Kongresstitel aufgenommen ist: als Herrschaftsmodus *durch* Unsicherheit (Routine der Krise) *und* als Entsicherung und Unbestimmtheit *von* sozialen Regelungen, des ›Sozialen‹ überhaupt (Krise der Routinen). Der zeitdiagnostische Begriff der Prekarisierung akzentuiert damit Ungesichertheiten und Instabilitäten, die zum einen in den aktuellen gesellschaftlichen Transformationen in besonderer Weise in Dienst genommen werden. Politiken institutioneller Deregulierung gehen Hand in Hand mit sozialpolitischen Aktivierungsanrufungen an vermeintlich autonome, über sich selbst verfügende Bürgersubjekte. Prekarisierung bezeichnet zum anderen das Instabil-Werden, das *Erschöpfen* sozialer Institutionen (etwa der Erwerbsarbeit, des fordistischen Geschlechterarrangements). Pierre Bourdieu hat mit Blick auf Wandlungsprozesse im Sozialen Raum schon zur Jahrtausendwende von der Zunahme von »Ungewissheitszonen« gesprochen (Bourdieu 2001: 202); Oliver Marchart (2013) hat in seinen Überlegungen zu einer postfundamentalistischen Theorie der Gesellschaft Kontingenz und Konflikt als zentrale Antriebe jenes ›unmöglichen Objekts‹, das wir Gesellschaft nennen, in den Mittelpunkt gestellt. Die Frage der Kontingenz als Offenheit und als Schwanken zwischen Unbestimmtheit und Bestimmtheit nimmt in Prekarisierungsprozessen zu. So werden vorgängige gesellschaftliche Regulierungen, Regierungsmodi und Routinen – wie sie etwa in fordistisch-keynesianistischen Wirtschafts- und Sozialmodellen bis in die siebziger Jahre hervorgebracht wurden – umgearbeitet, erschöpft, instabil. Sie geraten in die Krise, artikulieren sich in prekären Praktiken, die ihre Eindeutigkeit und Deutbarkeit miteinander verlieren und die in der Soziologie oftmals als krisenhaft gelesen werden.

Ein wesentlicher Modus der Vergesellschaftung und der Vergemeinschaftung, der Regierung und der (Selbst-)Verortung ist die Klassifizierung und Verhältnissetzung qua ›Geschlecht‹, dessen dominanter Part in der Relation vergeschlechtlichter Gegensätze Männlichkeit ist. Wenn nicht nur davon ausgegangen wird, dass Männlichkeit, kapitalistische Herrschaftsverhältnisse und globale, ethnisierte Ungleichheiten historisch kontingent und dennoch ausgesprochen wirksam miteinander verknüpft waren und bis heute sind (vergleiche dazu zuletzt: Aulenbacher, Riegraf, Völker 2015), sondern auch davon, dass eben jene Relationen, die Bourdieu (2005) als *Männliche Herrschaft* charakterisiert hat, von Prekarisierungsdynamiken in Mitleidenschaft gezogen, entsichert und rekonfiguriert werden, wie zeigt sich dies in aktuellen Bezugnahmen auf ›Männlichkeit‹ unter den Bedingungen der Prekarisierung? Welche Konzepte von ›Männlichkeit‹ werden den kritischen Situationen der Uneindeutigkeit entgegengestellt? Sind Praktiken vorstellbar, die sich der stabilen Verortung durch ›Männlichkeit‹ entziehen? Und gibt es vielleicht sogar Stellungnahmen, die andere Perspektiven und Dynamiken zeigen – wie etwa der Überschuss, den der Bezug auf die spezifische Logik der *Sorge* im Hinblick auf die *Männliche Herrschaft* produziert? Wenn es um die Entgegnung und die Bekämpfung von Prekarisierung als politisch initiiertem Entzug von Lebensgrundlagen geht, dann ist dem – so unser Ausgangspunkt – nicht mit einer Erweiterung der Politiken der Immunisierung gegen das Prekäre zu begegnen. Denn dies zielt zum einen auf den Versuch, die transversale Dynamik der Prekarisierung (Marchart 2013: 398) einzudämmen, abzuspalten und zu adressieren an eine vermeintlich verortbare, beherrschbare und in Kauf zunehmende kleine Gruppe der mit dem Makel der Prekarität behafteten Exkludierten. Politiken der Entprekarisierung sind zum anderen häufig mit Vorstellungen von Unabhängigkeit, Autonomie und Abgrenzung/Differenzsetzung verbunden. Denn Grundlage einer solchen Immunisierungspolitik (Lorey 2012) ist die Fiktion des autonomen, ausschließlich sich selbst verpflichteten und über sich und andere/s verfügenden Subjekts, das für die Konstruktionen von Männlichkeiten basal ist. Vielmehr ginge es aus unserer Sicht um eine affirmative Öffnung hin zum Prekären/Ungesicherten/Verletzlichen als grundlegender Dimension von Existieren. Dies zielt auch auf eine affirmative Öffnung hin zum *Prekär-Werden* (vergleiche Trinkaus 2015; Völker 2015), die nichts gemein hat mit der Akzeptanz von politisch motivierten prekarisierten Soziallagen, sondern mit einem Verständnis von gemeinsam, in wechselseitiger Abhängigkeit getragener Verantwortung für das Schaffen von ›Welt‹, bei der die Relationalität von *Sorge* und ›Sorgsamkeit‹ (Aulenbacher et al. 2015) eine entscheidende Rolle spielt. Zur Entfaltung dieser Sichtweise möchten wir zunächst in einer stärker soziologischen Perspektive Differenzsetzungen unter den Bedingungen der Prekarisierung skizzieren, Männlichkeiten als ›Krisenentschärfungen‹ aufgreifen und auf Bewegungen hinweisen, die sich auf den strategischen Ort der *Sorge* beziehen. Daran anschließend wenden wir uns stärker medienkulturwissenschaftlich jenen Dynamiken zu, denen sich Männlichkeit als Institution und Strategie der Ganzheit entgegensetzt: subalterne Prozesse der Fragmentierung, des Prekär-Werdens und der Mikroökologien des Alltäglichen.

Differenzsetzungen unter den Bedingungen der Prekarisierung

Ausgangspunkt unserer Überlegungen zum Zusammenhang von Prekarisierung und Männlichkeit ist, dass Prekarisierung kein geschlossenes System, keine alles durchdringende Intention ist, sondern eine Entsicherung von Klassifikationen, Institutionen, von ›Routinen‹ – oder besser und weniger handlungstheoretisch enggeführt (Bongaerts 2007: 254 ff): von Gewohnheiten und von Praktiken. Hier zeigen sich sowohl in institutionellen Politiken als auch im alltäglichen Handeln der Akteur/-innen Praktiken der Differenzsetzung und Stabilisierung (also Strategien der Eindämmung und des Beherrschens des Prekären), aber auch des Stattgebens von Unsicherheit und Abhängigkeit. Gerade in der Logik des Alltagshandelns und der Notwendigkeit, soziale Zusammenhänge zu ermöglichen, ist oft nicht eindeutig zu entscheiden, welche Dynamiken – des Ausgrenzens oder des Haltens von Prekärem – angestoßen werden.

Institutionelle Prekaritätspolitiken zeichnen sich aktuell häufig durch spezifische Anrufungen aus, durch eine – mit Judith Butler und Athena Athanasiou (2014: 144) formuliert – »neoliberale Mobilisierung individualisierter Verantwortung«, die individuelle Risiken, Eigennutz, Privatinteresse/Privateigentum, Unabhängigkeit und Unverwundbarkeit zum Kern hat. Prekaritätspolitiken fachen das Verlangen nach Sicherheit, nach Entprekarisierung, nach einem »Rette sich, wer kann« – so die Precarias a la Deriva (2011) – an. Sie produzieren und provozieren die Vervielfältigung von Grenzziehungen. Mit dem Bild des »Schleppnetzes« hat Loïc Wacquant (2013: 300) am Beispiel der US-amerikanischen Gesellschaft Mitte der neunziger Jahre auf diese hochtourige Produktion von vergeschlechtlichten sozialen Randgruppen hingewiesen. In den Maschen des kunstvoll geknüpften sozialpolitischen Fang- und Schleppnetzes verfangen sich Lebensführungen, soziale (Notlagen-)Konstellationen und Praktiken von Menschen aus den unteren Regionen des sozialen Raums jenseits der Mittelklassen. Gruppen der Unwürdigen und Verfemten werden hervorgebracht, dies sind – für Wacquant paradigmatisch – die vergeschlechtlichten Figuren der ›kriminellen männlichen Afroamerikaner‹ und der ›jungen, alleinstehenden Mütter‹. Im hiesigen Kontext ist es wohl die Unterscheidung zwischen Leistungsträger/-innen und Leistungsempfänger/-innen (Winker 2015: 81), die durch Geschlechter-, Migrations-, Erwerbsarbeitsregime dekliniert wird und erwünschte Migrant/-innen und unerwünschte Flüchtlinge (Scherstel 2015), aktive, junge Alte und problematische, angewiesene Hochaltrige (Dyck 2013), Hochbegabte und Leistungsverweigerer/-innen (vergleiche vbw 2007) produziert.

Die Antworten der Akteur/-innen in diesen Prekaritätspolitiken finden *sowohl* als verdichtete Kämpfe um Ein- und Ausschlüsse, als Ringen um die Aufrechterhaltung von Besitzständen, sozialen Positionen und Ansprüchen statt, bei denen Geschlecht, Geschlechtsidentität und insbesondere Männlichkeit häufig eine prominente Rolle spielen. Es zeigen sich aber auch partiale, flüchtige Öffnungen, die sich als Praktiken der Nichtmännlichkeit oder in strategischen Positionierungen – wie etwa dem Vorschlag des Sorgestreiks der Precarias a la Deriva – zeigen.

Männlichkeiten als ›Krisenentschärfungen‹

Die Ausweitung von gewalthaften, misogynen, häufig rassistischen, trans- und homophoben *Männlichkeitsfundamentalismen* wie sie beispielsweise von den mittelklassedominierten Maskulist/-innen im Netz artikuliert werden, können als intensivierete Produktionen von Männlichkeit zur Krisenentschärfung gelesen werden. Die aggressive Wucht der *Hate-Speech*-Angriffe der nicht nur männlichen Agitatoren gegen Gender- und Queerforscher/-innen und -aktivist/-innen und gegen gleichstellungspolitische Akteur/-innen zeigt eine Gemengelage von Affekten und totalitären Orientierungen. Dass Gender und Queer Studies wissenschaftliche Autorität beanspruchen können und Wissenschaft nicht mehr ausschließlich ›männlich‹ ist, schürt Ängste um Besitzstände und vor dem Verlust eindeutiger Geschlechtlichkeit und männlicher Dominanz. So ist der tobsüchtige Kampf gegen vermeintlich unrechtmäßige Anerkennung und unmäßige Mittelvergaben (an Gender Studies) verbunden mit der Beschwörung allgemeiner – sexueller – Perversion und Unnatur. Es handelt sich hierbei nicht um sogenannte ›traditionelle‹, ewig gestrige Männlichkeitskonzepte, sondern um Stellungnahmen zu aktuellen prekarisierenden Transformationen.

Dies zeigt sich auch in der breiter gefächerten Diskussion über Jungen als ›Bildungsverlierer‹. Und es ist kein Zufall, dass sich in einem Konglomerat von Abstiegsängsten, Furcht vor Uneindeutigkeiten, dem Gefühl der Ohnmacht und des Regiertwerdens, von rechts-konservativer Orientierung und aufschießenden Ressentiments durchaus partiell personelle Überschneidungen (siehe etwa die sogenannten ›besorgten Eltern‹) zwischen Mittelstandskämpfen und reaktionären Mobilisierungen zeigen. Die Debatte um die vermeintliche *Bildungsbenachteiligung von Jungen* meint dabei mitnichten alle ›Jungen‹ gleichermaßen. Die exkludierende Differenzsetzung zwischen ›migrantischen Underdogs‹ und ›wilden Kerlen‹ lässt schulische Bildung zum Schauplatz der Abwehrkämpfe der autochthonen Mittelklassen gegen Prekarisierung und der Herstellung problematischer und respektabler Varianten von Männlichkeit werden. In den Kämpfen um Ein- und Ausschlüsse greifen Diskurse um die Effektivierung von Bildung zwischen Expert/-innen (durchaus auch über die diffamierende Differenzsetzung zwischen leistungswilligen ›Lernern‹ und sich verweigernden ›Leistungsbetrügnern‹, vergleiche vbw 2007: 21), Eltern und Lehrkräften, die in diesen komplexen Konstellation alltäglich handeln und urteilen (müssen), ineinander (vergleiche dazu ausführlich Trinkaus, Völker 2015). Die Krise der gesellschaftlichen Reproduktion gerät über die ›Krise der Männlichkeit‹ zur ›Krise der Jungen in schulischen Bildungsinstitutionen‹. In die Debatte um Jungen als Bildungsverlierer sind dabei zunehmend Ethnisierungen und Kulturalisierungen eingewoben, die auf Auseinandersetzungen zwischen sozial unterschiedlich situierten Milieus um jeweils legitime Ansprüche und ihre Vorstellungen von Männlichkeit hindeuten.

Die mit der Erwerbsarbeit verbundenen gesellschaftlichen Entsicherungsprozesse und die Entflechtung von Arbeit und Männlichkeit werden nicht nur als Ungewiss-Werden der eigenen sozialen Position erlebt, sie treffen auch im Feld schulischer Auseinandersetzungen und der darin verhandelten Geschlechterkonstruktionen auf Resonanz. Schule und Bildung sind insofern Schauplatz und Teil der Diskursformation um die Vervielfältigung sozialer Unsicherheiten. Hier emergieren Abwehrkämpfe der Mitte gegen drohende Prekarisierung und Exklusionsstrategien zur Herstellung problematischer Gruppen über die Hervorbringung unterschiedlicher Varianten von Männlichkeit. In diesen Kämpfen geht es aber weniger um die Abwehr des eigenen sozialen

Abstiegs als um die Angst davor, um die Angst vor einem Brüchig-Werden der Kategorien, denen sich die Stabilität der eigenen Positionierung verdankt. Das ist nicht ganz dasselbe: Bei letzterem geht es nicht nur um die Wahrung eigener Interessen in einem spezifischen sozialen Feld, sondern um die Abwehr einer Unbestimmtheit, die den gesamten kulturellen Kosmos der mittleren Lagen heimzusuchen droht.

Bewegungen: Der strategische Ort der Sorge

Es zeigen sich aber nicht nur Bemühen um Bestimmtheiten und Eindeutigkeit qua Männlichkeit, die zugleich mit der Vervielfältigung von Differenzsetzungen einhergehen, sondern auch Stellungnahmen, die Männlichkeiten unter den Bedingungen der Prekarisierung gerade *nicht* re-artikulieren, sondern das Verhandlungsfeld wechseln. Als »strategischen Beobachtungspunkt« (Precarias 2011: 58), von dem aus den Prekaritätspolitiken und ihrer Logik der Sicherheit entgegen getreten werden kann, bezeichneten die Madrider Aktivistinnen der Precarias a la Deriva zu Beginn der zweitausender Jahre die *Sorge*, konkreter: das Sorge-Sex-Aufmerksamkeits-Kontinuum feminisierter Arbeit. Der doppelte Ort der Sorge gründet darin, dass die Sorgearbeiten einerseits der Inwertsetzung entlang der Logik globaler, kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse unterliegen und zugleich über die Marktlogik hinausgehen und diese beständig unterlaufen (oder zu entleerten Sorgesurrogaten taylorisierter Pflege verkommen): »[D]ie Rede von der Sorge [bezieht] sich [aber] nicht allein auf konkrete Sorgetätigkeiten [...], sondern auf eine ganze Logik der Sorge (eine Logik, die den menschlichen Bedürfnissen den Vorrang gibt vor den Akkumulationsbekümmernissen des Kapitals)« (Precarias 2011: 126).

Die ‚andere‘ Logik der Sorge verweist auf jene onto-soziale Dimension von prekärem Leben, die mit Judith Butlers Unterscheidung zwischen Phänomenen der *Prekarität* bzw. *Precarity* als einem *politisch* bedingten und zu verantwortenden Zustand der Gefährdung bestimmter Bevölkerungsgruppen (Butler 2010: 32) und dem *Prekären* bzw. *Precariousness* als onto-sozialer Dimension von Leben in die Prekarisierungsdebatte eingebracht wurde. *Precariousness* betont, dass ›unser‹ Leben, unsere Materialität prekär ist, weil wir sozial, auf Andere verwiesen sind, um überleben zu können. Wir leben in Relation mit anderen, wir werden von ihnen (wie Butler schreibt) de-/komponiert und wir sind nicht autonom, sondern existieren im prekären Modus der Enteignung. Das heißt einmal, dass es das grundlegende Prekäre des Lebens nicht jenseits dieser sozialen Relationalität gibt. Diese onto-soziale Verwiesenheit bedeutet aber zum zweiten, und das profilieren queertheoretische Zugänge, einen Perspektivenwechsel und eine affirmative Öffnung hin zum Prekären/Ungesicherten/Verletzlichen als grundlegender Sozialität. Der Erfahrung, dass ‚unser Leben‹ nicht vollständig gesichert sein kann, es verletzbar bleibt, kann in der wechselseitigen Beziehung des/der Sorgenden und des/der Umsorgten Rechnung getragen werden. In ihr findet diese grundlegende Sozialität von Leben einen Widerhall. Unter den Bedingungen umfassender Ökonomisierung wird dies allerdings entnannt, unsichtbar, verborgen hinter der Fiktion des autonomen, männlichen Marktsubjekts, des aktivierten Bürgers und Sorge wird in das Format abgewerteter, vermarktlichter oder privatisierter Sorgearbeit gedrängt. Die Frage der Unsicherheit, oder besser: der Ungesicherheit wird daher nicht in neuen, ›mo-

derneren« Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten oder in politischen Regulierungen (Vereinbarkeitspolitiken, Kommerzialisierung von Sorgetätigkeiten) der Erwerbsarbeitsgesellschaft gelöst. Die Precarias a la deriva plädieren für einen Sorgestreik, um »die Sorgepraktiken ins Zentrum [zu] rücken und damit eine Ordnung zu unterbrechen, die diese Praktiken beständig unsichtbar macht und negiert« (Precarias 2011: 116) So bestehe der Streik nicht darin: »die Produktion auszusetzen. Vielmehr muss er einen Überschuss produzieren« (Precarias 2011: 127). Eine nicht essentialisierende und nicht vergeschlechtlichte, politische Auffassung von Sorge und Lebensinteressen in den Mittelpunkt zu stellen, hieße zugleich – und das ist der Einsatz der Politisierung von Sorge – die Logik der männlichen, kapitalistischen Erwerbsarbeit anzufechten. Es geht hier um Praktiken prekärer Handlungsmacht in konkreten, alltäglichen Sorgearbeiten, die ‚mikrologisch«, situativ und flüchtig »die Nachhaltigkeit des gemeinschaftlichen Lebens ins Zentrum rücken« und damit – wenn auch nur für einen Moment der Unterbrechung – »die kapitalistische Akkumulationslogik in ihrem Kern herausfordern« (Precarias 2011: 116).

Nichtmännlichkeit als Prekär-Werden

Der Historiker Dipesh Chakrabarty hat vorgeschlagen, Minderheitengeschichten von subalternen Vergangenheiten zu unterscheiden. Während es bei ersterem darum geht, spezifische Minderheiten in die Geschichte und damit in den modernen Staat zu integrieren, bezeichneten subalterne Vergangenheiten gerade das, was in die Vorstellungen von Kausalität und raumzeitlicher Lokalisierbarkeit des Staates/des Historikers nicht aufgenommen werden kann. Subalterne Vergangenheiten beharren auf dem, was nicht integrierbar ist, ja auf die Nichtintegrierbarkeit selbst:

»Lässt sich ein anderes Moment der subalternen Geschichte vorstellen, in dem wir – dauerhaft und nicht nur aus Gründen der politischen Taktik – beim Fragmentarischen und Episodischen verweilen? *Fragmentarisch* nicht im Sinne von Fragmenten, die sich auf ein Ganzes beziehen, sondern im Sinne von Fragmenten, die nicht nur die Idee einer Ganzheit, sondern auch die Idee eines Bruchstücks in Frage stellen (denn wo es kein Ganzes gibt, wovon sind Fragmente dann Fragmente?).« (Chakrabarty 2010: 107; Hervorhebung im Original)

In der Gramsci-Lektüre, aus der dieses Zitat stammt, bezieht das Chakrabarty erst einmal auf den Staat, es wird aber sehr schnell deutlich, dass es hier um die Idee der Ganzheit als Einheit, als Identität oder Subjekt oder Gesellschaft, also um die Vorstellung, dass sich etwas aus sich selbst, in Unabhängigkeit von Anderem, hervorbringen und selbst erhalten kann, geht: Eine Ganzheit als Homogenität, die sich wiederum aus homogenen Einzelnen zusammensetzt. Das Fragmentarische Chakrabartys wäre geradezu das Gegenteil dieser bezuglosen Ganzheit: Bezug, ohne Teil von etwas, ja ohne Bezug auf etwas zu sein. Es ist kein Ort, keine Position unter anderen Positionen, die gemeinsam einen Raum konstituieren, es ist gewissermaßen nichtlokalisierbar, nicht fixierbar, aber es ist nicht autonom.

Worauf wir hinaus wollen: Wir verstehen Männlichkeit als genau das, was sich diesem Fragmentarischen entgegengesetzt, als das Prinzip der Einheit, der Ganzheit, als souveräne Selbsterzeugung, als Auslöschung, Verwerfung, Unsichtbarmachung des Bezugs, der Abhängigkeit von

Anderen, der Sorge. Männlichkeit und Weiblichkeit sind im Rahmen der Ordnung der *Männlichen Herrschaft* genau diese Aufspaltung von Souveränität und Sorge, Phantasma der Selbsterzeugung bzw. Selbstaufgabe.

Es gibt in diesem Sinne einen begrifflich/klassifikatorischen Zusammenhang von Männlichkeit und Prekarität. Sicher ist Männlichkeit als Phantasma der Souveränität und Unverletzbarkeit dem Prekären entgegengesetzt, aber ganz so wie es nach Deleuze kein Mann- sondern nur ein Frauwerden, kein Majoritär- sondern nur ein Minoritärwerden geben kann, ist der Bezug des Männlichen auf das Werden nur über das Prekäre möglich: Männlichkeit muss immer wieder einer Krise abgerungen werden und ist insofern ständiger Effekt einer abgewehrten Prekarisierung. Von einer Krise des Weiblichen oder der Weiblichkeit zu sprechen macht in dieser Hinsicht ebenso wenig Sinn, wie von einer Prekarisierung des Weiblichen: Weiblichkeit ist (klassifikatorisch) Aufnahme der männlichen Gefährdetheit als Abwehr und Ausschließung der Verletzbarkeit des männlichen Subjekts: das wäre Sorge im Kontext *Männlicher Herrschaft*. Es liegt insofern nahe, dass die Precarias a la deriva als Form des feministischen Widerstands gegen die Prekarisierung den Sorgestreik erfunden haben: Eine Aussetzung der Aufhebung männlicher Prekarität und zwar als Öffnung auf einen Prozess des Werdens, dem das Konzept des Männlichen gewissermaßen entgegengesetzt ist.

Was wir damit sagen wollen ist, dass es vom Männlichen und auch von dem anderen, vielleicht noch enger an Prekarität gebundenen Begriff: der Arbeit, keinen Weg aus dem, was Bourdieu Prekarität als Herrschaftsform, Foucault Neoliberalismus oder Biopolitik und Deleuze Kontrollgesellschaft genannt hat, gibt, der über Restabilisierung, Aufhebung der Prekarität und Wiederherstellung von Sicherheit verlaufen würde. In diesem Sinne sind unseres Erachtens auch Männlichkeit und Arbeit, also genau das, was prekarisiert wird, keine Auswege aus der Prekarisierung sondern Dimensionen ihrer Performanz. Wenn man die Prekarisierung *auch* als Moment eines Prekärwerdens versteht, dann geht es darum, das zu affirmieren, was sich in ihr öffnet, ihre Fluchtlinien, und das wäre unseres Erachtens nicht die Restituierung von Männlichkeit und Arbeit, sondern – ganz im Gegenteil – die Affirmation von Nichtmännlichkeit und Nichtarbeit. (siehe dazu auch Egert et al. 2010)

Luca Di Blasi (2013) hat in seinem Essay *Der weiße Mann* versucht herauszuarbeiten, dass weiße Männlichkeit etwas ist, das sich nicht zu einer Gruppe zusammenschließen, das sich auf keine partikularen Interessen berufen kann, weil es selbst für das Ganze und Universale der Ungerechtigkeit der Herrschaftsordnung unserer Welt einsteht. Er entwickelt daraus das Konzept eines Transpartikularismus. Er sucht also die Potentialität des Männlichen in der Formulierung ihrer Unmöglichkeiten auf: der Unmöglichkeit eines identitätsstiftenden Selbstbezugs, der Unmöglichkeit sich auf sich selbst hin zu integrieren. Was bei Di Blasi aber ein blinder Fleck bleibt – gerade wenn er sich bspw. auf die Neunundneunzigprozentige der Occupy-Bewegung bezieht – ist die soziale Nichtmarkiertheit der Mittelschichten, die so zum konstituierenden Hintergrund seiner Transpartikularismusthese werden: die Mittelschicht als Mitte, als integratives Zentrum des sozialen Raums. Es gibt unseres Erachtens eine tiefe Abhängigkeit zwischen der unmarkierten Souveränität (weißer) Männlichkeit und dem Phantasma einer gesellschaftlichen Mitte als Mittelschicht: *Wo also, so wäre die Frage, liegt die Potentialität des Anders- und Neuerdens einer weißen, männlichen Mittelschichtswelt in den Zeiten ihrer Prekarisierung?*

Mikroökologien des Alltäglichen

Es kann nicht um die Restituierung von Kohärenz und Totalität des Männlichen gehen, sondern um die Interferenzen, also die nicht völlig vorhersehbaren Prozesse des Anderswerdens, die mit der Prekarisierung einhergehen. Ein Problem der Männlichkeitsforschung nach Connell scheint uns zu sein, dass hier diese Totalität zwar aufgelöst, Männlichkeit aber mitunter wie ein Geschlecht, eine Form unter anderen, behandelt wird: ihre grundlegende Nichtmarkiertheit und Nichtgeschlechtlichkeit also zugleich in Frage gestellt und geleugnet wird. Das ist sicher die Stärke von Di Blasis Essay: In der Rede vom weißen Mann ist Männlichkeit gerade nicht eine Form geschlechtlicher Identität unter anderen, sondern eben auch das, was sich dem Spiel der Differenzen, dem *differential Becoming* (Barad 2007), entgegensetzt. Mehr als um ein Überschreiten des Partikularismus, wie er Di Blasi vorschwebt, geht es uns jedoch um die – mit Donna Haraway gesprochen – *diffraktive Partialisierung* des Männlichen in den »Microspaces of Everday Life« (Ettlinger 2007: 319). Hier ereignet sich die Diffraktion der krisenhaften Totalität des Männlichen (nicht der »Männer«) in unzählige, situierte Alltagspraktiken des dann eben Nicht-mehr-Männlichen. Hier entstehen Mikroökologien, in denen sich Sorge und Prekäres nicht mehr geschlechtlich differenziert gegenüberstehen, sondern neue, nicht immer klar bestimmbare Verbindungen eingehen.

Die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Lauren Berlant hat im Zusammenhang ihres Konzepts eines *Cruel Optimism*, also dem Versprechen eines guten Lebens, das darauf hinausläuft, dass dieser Wunsch sich geradezu gegen seine Erfüllbarkeit wendet, ein Phänomen beschrieben, das sie *Impasse* genannt hat. Ein *Impasse* ist eine Situation, die keinen Ausgang hat, die nirgendwo hinführt, in der es also keine Unterscheidung zwischen Aktivität und Passivität gibt, da alles Handeln gleichzeitig Nichthandeln ist. Berlant spricht in diesem Zusammenhang auch von *Impassivity*. Der *Impasse* bezeichnet das Hervortreten des Alltäglichen im Moment seiner Krisenhaftigkeit:

»Instead of the vision of the everyday organized by capitalism that we find in Lefebvre and de Certeau, among others, I am interested in the overwhelming ordinary that is disorganized by it, and by many other forces besides. [...] This ordinary is an intersecting space where many forces and histories circulate and become ›ready to hand‹ in the ordinary, [...] as Stanley Cavell would put it, for inventing new rhythms that could, at any time, congeal into norms, forms, and institutions.« (Berlant 2011: 9 f.)

Wenn das Alltägliche sich aus eben den Mikropraktiken zusammensetzt, die unserer Wahrnehmung entkommen, wie Maurice Blanchot (1993) sagt, und die erst in den prekären Konstellationen der Krise in ihrer Vielstimmigkeit und Unabschließbarkeit erfahrbar werden, dann gilt es unseres Erachtens genau diese Momente zu affirmieren. Hier erfährt sich kein männliches, der Welt gegenüberstehendes Subjekt, sondern eine unauflösliche, nichtfixierbare Verwiesenheit von Autonomie und Abhängigkeit. Das wäre eine Erfahrung, in der wir – welchen Geschlechts auch immer – aufhören männlich zu sein und beginnen nichtmännlich zu werden. Eine Praxis, die sich gewissermaßen selbst, die ihre eigene Unbestimmtheit hält. In anderem Zusammenhang hat Isabell Stengers (2005) von einer *Ecology of Practices* gesprochen und sich dabei auf ein Konzept von Deleuze bezogen.

»An ecology of practices may be an instance of what Gilles Deleuze called ›thinking par le milieu‹, using the French double meaning of milieu, both the middle and the surroundings or habitat. ›Through the middle‹ would mean without grounding definitions or an ideal horizon. ›With the surroundings‹ would mean that no theory gives you the power to disentangle something from its particular surroundings, that is, to go beyond the particular towards something we would be able to recognise and grasp in spite of particular appearances.«

Das wäre eben kein Zentrum des Männlichen und auch nicht die Mitte der Mittelschicht, die Unmarkiertheit der mittleren Position, *Penser par le Milieu* hieße vielmehr, diesen Zusammenhang von Grundlosigkeit und Partialität aufzunehmen: Wir sind immer Teil einer spezifischen Situation, die machtdurchzogen, doch letztlich nicht bestimmbar ist, prekäre Momente eines relationalen Prozesses, die darauf hoffen, dass diese Prozesse das singuläre Ereignis ihrer Aktualisierung halten werden. Diese Mikroökologie unzähliger alltäglicher Praktiken ist genau das, was sich in der Prekarisierung des unmarkierten, universalen sozialen Raums der Exklusion und Inklusion, der stabilen Positionen und der Integrierbarkeit öffnet:

»Der Held«, schreibt Maurice Blanchot, »ist der, der das Alltägliche fürchtet; der es fürchtet, nicht weil er Angst davor hat sich zu behaglich darin einzurichten, sondern weil ihn graust, dem zu begegnen, was am furchterregendsten ist: einer Macht der Auflösung.« (eigene Übersetzung)¹

Literatur

- Aulenbacher, B., Dammayr, M., Décieux, F. 2015: Prekäre Sorge, Sorgearbeit und Sorgeproteste. Über die Sorglosigkeit des Kapitalismus und eine sorgsame Gesellschaft. In S. Völker, M. Amacker (Hg.), Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 59–74.
- Aulenbacher, B., Riegraf, B., Völker, S. 2015: Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder mit einem Interview mit Ariel Salleh. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Barad, K. 2007: Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham, London: Duke University Press.
- Blanchot, M. 1993: The Infinite Conversation. Minneapolis, London: University of Minnesota Press.
- Berlant, L. 2011: Cruel Optimism. Durham, London: Duke University Press.
- Bongaerts, G. 2007: Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. Zeitschrift für Soziologie. 36. Jg., Heft 4, 246–260.
- Bourdieu, P. 2001: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 2005: Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J. 2010: Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J., Athanasiou, A. 2014: Die Macht der Enteigneten. Zürich, Berlin: diaphanes.
- Di Blasi, L. 2013: Der weiße Mann. Ein Antimanifest. Bielefeld: transcript.
- Dyck, S.van 2013. In guter Gesellschaft? Wandel in den Randzonen des Sozialen. Aus Politik und Zeitgeschichte, 63 Jg., : 14–20.
- Egert, G., Hagen, O. Powalla, S. Trinkaus 2010: Praktiken der Nichtmännlichkeit – Prekär-Werden Männlicher Herrschaft im ländlichen Brandenburg. In A. Manske, K. Pühl (Hg.), Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 186–209.

¹ »The hero is he who fears the everyday; fears it not because he is afraid of living in it with too much ease, but because he dreads meeting in it what is most fearful: a power of dissolution.« (Blanchot 1993: 244)

- Ettliger, N. 2007: Precarity Unbound. *Alternatives*, 32. Jg., Heft 2, 319–340.
- Lorey, I. 2012: Die Regierung der Prekären. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Marchart, O. 2013: Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Precarias a la deriva. 2011: ›Was ist dein Streik?‹ – Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität, Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Scherschel, K. 2015: Menschenrechte, Citizenship und Geschlecht – Prekarität in der Asyl- und Fluchtmigration. In S. Völker, M. Amacker (Hg.), *Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 94–110.
- Stengers, I. 2005: An Ecology of Practices. *Cultural Studies Review*, 11. Jg., Heft 1, 183–196.
- Trinkaus, S. 2015: Prekäre Gemeinschaft. In S. Völker, M. Amacker (Hg.), *Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 237–253.
- Trinkaus, S., Völker, S. 2015: Nicht/Männlich: Alltag, Prekarität und soziale Reproduktion. In A. Heilmann, G. Jähnert, F. Schnicke, C. Schönwetter, M. Vollhardt (Hg.), *Männlichkeit und Reproduktion. Zum gesellschaftlichen Ort historischer und aktueller Männlichkeitsproduktionen*. Wiesbaden: Springer VS. 175–194.
- vbw – Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft (Hg.) 2007: Bildungsgerechtigkeit. Jahresgutachten 2007. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Völker, S. 2015: Schlussbemerkungen: Dynamiken des Politischen – Enteignung, Mit-Sein, Affekt. In S. Völker, M. Amacker (Hg.), *Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 254–269.
- Wacquant, L. 2013: Bestrafen der Armen. Zur neoliberalen Regierung der sozialen Ungleichheit. 2. Aufl. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich.
- Winker, G. 2015: Prekarisierungsprozesse in der sozialen Reproduktionskrise. In S. Völker, M. Amacker (Hg.), *Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 75–92.